

## Kleider machen Leute

Rebellion um 1900 – Rotterteröderin überwindet Standesschranken

Von **Brunhilde Miehe**, Kirchheim-Gershausen



**Maria Friederike Wenzel nach ihrem Umkleiden in städtische Kleidung um 1900. (Archiv Knierim)**



**Maria Friederike Wenzel in eleganter Kleidung mit Hut um 1905. (Archiv Knierim)**



**Maria Friederike Wenzel in eleganter Kleidung mit Hut um 1915. (Archiv Knierim)**

Um 1900 gab es noch eine ausgeprägte Standesgesellschaft – bis hinein in die Kleidung konnte man noch erkennen, welchem Stand diese oder jene Person zuzuordnen war. Sich nach seinem Stand zu kleiden, war jedenfalls noch opportun, wenn man nicht ins Gerede kommen wollte. Insbesondere gab es noch ein großes Stadt-Land-Gefälle; die städtischen Bürger, namentlich die Angehörigen des Großbürgertums, kleideten sich jedenfalls anders als die Landleute, als die Angehörigen des so genannten Bauernstandes. Und so sollte man nicht aus dem vorgegebenen Rahmen fallen – das galt insonderheit für Mädchen und Frauen. Sich als „etwas Besseres“ zu dünken, wurde als verwerflich, verächtlich betrachtet. Ja, man sollte nie vergessen, „wo man herkam“ – das heißt, aus welchen Verhältnissen man stammte. Sich zurücknehmen, sich ein- und unterordnen war die vorgegebene Devise, insbesondere für

die „Weibspersonen“. An einer Frauengeschichte, die Willi Knierim aus Obergeis zu berichten weiß, sei exemplarisch Einblick in die damaligen Verhältnisse gegeben. Die besagte Person, seine Verwandte – Schwester seiner Großmutter mütterlicherseits – verlebte ihre letzten beiden Lebensjahre in seiner Familie und erzählte damals viel aus ihrem Leben... Nun zur Rebellin – Näheres zu dieser couragierten Frau: Maria Friederike Wenzel wurde 1877 in Kirchheim-Rotterterode als Tochter eines Mühlenbauers und Kleinlandwirts geboren und wuchs mit acht Geschwistern auf. Da ihre Mutter stark sehbehindert war, sollte Maria Friederike nach der Schulzeit zunächst zu Hause bleiben und die jüngeren Geschwister versorgen. Als diese größer geworden waren, konnte, ja sollte sie sich nach einer außerhäuslichen Tätigkeit umsehen. Nach damaliger Konvention wäre

für ein „geringes Mädchen“ geboten gewesen, sich als Magd bei einem Bauern zu verdingen oder eventuell in einem jüdischen Haushalt in Stellung zu gehen. Maria Friederike meinte jedoch zu den Vorstellungen ihrer Eltern: „Die Bauern sollen sich die Arbeit selbst tun, und zu Juden nach Oberaula gehe ich auch nicht!“ Sie hatte anderes im Sinn: Sie wollte nach Kassel, wenn sie dadurch in den Augen ihrer heimischen Mitbürger auch eine „Stadtschlunze“ wurde – wer in der Landwirtschaft tüchtig zupacken konnte, war angesehener. Gingen doch damals erst nur noch wenige in einem Stadthaushalt in Stellung – so u.a. eine ihrer Tanten, die bereits in einem adeligen Haushalt in Kassel arbeitete. Und da Maria Friederike couragiert war, setzte sie ihre Vorstellung durch und ließ sich zunächst von ihrer Kasseler Tante ein Jahr lang anlernen. Dann nahm sie eine Stelle bei einer anderen



**Maria Friederike (in der Mitte mit dunklem Kleid), links ihr Ehemann, auf der Promenade von Bad Pyrmont in 1936. (Archiv Knierim)**

adeligen Familie an und avancierte dort bald zur Köchin – hatte noch eine Beiköchin, zwei Zimmermädchen und bei Festen auch Diener „unter sich“. Und: Sie hatte die Tracht des Bauernstandes, das „Burschwerk“ der Hersfelder Region, abgelegt und die städtisch-bürgerliche Kleidung aufgenommen, ja sie putzte sich gerne heraus.

Da die „Gnädige Frau“ oft lange Zeit auf Reisen war, so u.a. in Ägypten und Amerika, hatte Maria Friederike einen relativ großen Freiraum, konnte schalten und walten, wie sie wollte. Ja, sie wollte auch mal in die Kleider der „Gnädigen Frau“ schlüpfen, und hat diese auch u.a. mal zur Promenade angezogen – ob sie dies mit Einverständnis der adeligen Dame oder dies eigenmächtig getan hatte, ist nicht bekannt. Damit verstöß sie aber jedenfalls er-

heblich gegen die gebotenen Gepflogenheiten. Als sie einmal bei einer solchen Promenade von ihrer Kasseler Tante gesehen wurde, meinte diese nur auf platt: „Du verrücktes Mensch, kommst aus Rotterterode und läufst mit der Kleidung der „Gnädigen Frau“ herum!“ Ja, Maria Friederike trieb es wirklich toll. Als sie einmal ihre Eltern in Rotterterode besuchte, kleidete sie sich extra elegant, haute mal tüchtig auf den Putz. Zwei Brüder mussten sie mit einem Handwagen vom Bahnhof in Kirchheim abholen und sie die etwa vier Kilometer nach Rotterterode ziehen – mit ihren vornehmen Schuhen hätte sie die schlechte Wegstrecke wohl nur schwerlich laufen können.

Und als sie in Rotterterode angekommen waren, riefen ihre Brüder den anderen Geschwistern zu: „Hängt die Türe aus, die Rieke hat einen Hut auf, so groß wie ein Wagenrad!“ Ja, ihr Auftreten sollte mal Aufsehen erregen, und das war ihr mit dem Auflehnen gegen die Standesschranken in ihrer eleganten städtisch-bürgerlichen Kleidung wahrlich gelungen.

Erst im Alter von etwa 35 Jahren heiratete sie einen Zollbeamten, hatte keine Kinder und wohnte nun mit ihrem Mann in verschiedenen Städten.

Dass sie sich im hohen Alter nach dem Tod ihres Mannes in die Familie von ihrer Schwester nach Obergeis begab und dort versorgen und pflegen ließ, damit war sie aber wieder zu dörflichen Konventionen zurückgekehrt. Offensichtlich wusste sie nun im Alter die Vorzüge des Landlebens mit dem damals noch üblichen Leben in Großfamilien zu schätzen – in der Stadt hätte es übrigens bereits Altersheime gegeben. In Obergeis sprach sie nun auch wieder Mundart und fügte sich wohl mehr oder weniger notgedrungen wieder in das Dorfleben ein. Im Juli 1971 war sie schließlich in Obergeis bei Familie Knierim verstorben.

#### **Anhang**

Gertrude Neebe (1855-1945) aus Rotterterode, die Tante von Friederike Wenzel, war ja schon zuvor nach Kassel in Stellung gegangen. Anfangs hatte diese ihre bäuerliche Hubbeltracht in Kassel beibehalten. Sahen die großbürgerlichen „Herrschaften“ im Allgemeinen doch



**Willi Knierim zeigt Fotos seiner rebellierenden Verwandten. (Foto: Miehe 2017)**

gerne, wenn sich ihr Dienstmädchen noch in Bauertracht kleidete. Konnten sie dann doch allen vor Augen führen, dass sie sich ein Dienstmädchen leisten konnten. Zudem wurden damals die eigenwilligen bäuerlichen Trachten vom Bürgertum meist mit Interesse betrachtet. So präsentierte man sein in Tracht gekleidetes Dienstmädchen gerne mit gewissem Stolz.

Im reiferen Alter hat sich Gertrude Neebe dann doch umgekleidet und die kleinbürgerliche Kleidungsweise der Städterinnen aufgenommen.



**Gertrude Neebe aus Rotterterode in Hubbeltracht in Kassel. (Aufn. um 1875)**



**Gertrude Neebe nach ihrem Umkleiden in städtische Kleidung (keine Schürze!). (Aufn. um 1895)**

# ...ihre Liebe war stärker

Geschichte einer „verbotenen Liebe“ zu einem französischen Kriegsgefangenen

Von *Brunhilde Miehe*, Kirchheim-Gershausen

Vorbemerkung: Der folgende Bericht über eine „verbotene Liebe“ zwischen einem französischen Kriegsgefangenen und einem Mädchen unserer Region ist zwar authentisch, die Namen wurden allerdings auf Wunsch der Angehörigen aus Diskretionsgründen nicht voll ausgeschrieben.

1940 war L. als französischer Kriegsgefangener nach H. beordert worden, um dort bei einem Bauern zu arbeiten. Während er nachts wie alle französischen Gefangenen unter gewisser Kontrolle in einem Gemeinschaftslager, und zwar im Saal der örtlichen Gastwirtschaft, schlafen musste, konnte er sich tagsüber bei der Arbeit beim Bauern frei bewegen und bekam dort auch die Verpflegung.

In der Nachbarschaft des Bauern wohnte M. mit ihrem Vater und einem jüngeren Bruder, die sie versorgte – ihre Mutter war bereits 1939 verstorben. Im nachbarlichen Zusammenleben lernten sich M. und L. trotz des offiziell verordneten Distanzhaltens immer näher kennen und sahen im Anderen nicht den Feind, sondern den Menschen, ja empfanden zunehmend Liebe füreinander. Obwohl man sich nur heimlich treffen konnte, wurde ihre Bindung immer tiefer – und blieb schließlich nicht ohne Folgen.

Im April 1944 gebar M. einen Sohn, für den L. als Kriegsgefangener die Vaterschaft offiziell nicht anerkennen konnte und durfte. Im Dorf wussten zwar viele von der Beziehung der beiden, aber denunziert wurden sie direkt nicht. Der parteitreue Bürgermeister meldete zwar pflichtgemäß die Geburt des unehelichen Kindes an die Kreisleitung und M. musste dort auch vorstellig werden. Offensichtlich löste man das Problem, indem M. vorgab, dass das Kind von einem unbekanntem deutschen Soldaten gezeugt worden sei.

M. musste nun den Sohn, den sie R. taufte, allein versorgen und war einer gewissen Diskriminierung im Dorf ausgesetzt, nur wenige standen zu ihr. Aber ihre Liebe war stärker.

Erst bei Kriegsende konnte sie sich dann offiziell zu L. bekennen. Und da dieser nach Frankreich zurück wollte, entschied sich M., ihm zu folgen. Nach langem Ersuchen konnte sie dann mit dem



Das Ehepaar nach seiner Trauung im Jahr 1946 in Paris.

Zug, in dem auch noch zahlreiche andere Frauen saßen, die eine Bindung zu einem Franzosen eingegangen waren, nach Frankreich fahren. Zunächst wurden die Frauen nahe der Grenze in Vichy in einem Lager interniert. Auf dem Fußmarsch vom Bahnhof zum Lager wurden sie von Franzosen schlimm beschimpft, ja mit Steinen beworfen. Als eine Bewacherin ihr den Sohn wegnahm, war M. sehr bestürzt, aber bald hatte sie erkannt, dass diese ihren Sohn nur vor den Steinwürfen schützen wollte.

Nachdem nach einigen Wochen im Lager die Formalitäten geklärt waren, wurde sie dann glücklicherweise von einem Kriegskameraden ihres späteren Mannes in die Heimat von L. in einen Pariser Vorort begleitet. Nun musste M., ohne ein Wort französisch zu sprechen, sich in der Fremde unter meist den Deutschen gegenüber noch feindlich gesinnten

Menschen einleben. Auch von den Angehörigen des Mannes – seine Eltern waren in der Zeit, als er in Deutschland war, verstorben – wurde M. anfangs nicht mit offenen Armen aufgenommen. Aber L. – 1946 heirateten sie offiziell – stand voll zu ihr und beschützte sie.

Anfangs verließ M. allerdings allein nur ganz, ganz selten das Haus. Und sie lernte mit ihrem Mann eifrig Französisch und lernte auch anhand von Zeitungen die Sprache etwas autodidaktisch.

Am 2.1.1947 wurde dann noch Tochter J. geboren. Mit den Kindern versuchte M., möglichst nur französisch zu sprechen, damit diese nicht als Deutsche auffielen – Sohn R. hatte aber von Deutschland noch die Mundart im Ohr und sprach diese auch noch gerne mit der Mutter. Um die Herkunft zu verbergen und die Kinder zu schützen, ließ M. ihre Kinder möglichst auch nicht mit französischen Kindern spielen. Auch als die Kinder bereits zur Schule gingen, verweigerte sie diesen enge Freundschaften mit anderen Kindern, insbesondere durften diese niemand mit nach Hause bringen.

Erst nachdem sie 1956 in eine andere Wohngegend der Stadt umgezogen waren und sie sich bereits immer mehr assimiliert hatten, konnten sie besser in der Anonymität der Stadt untertauchen und mehr nach außen gehen.

M. litt aber insbesondere in den ersten Jahren stark an Heimweh und wurde zunehmend krank. Schließlich hatte sie auch ein recht schlechtes Gewissen ihrem Vater gegenüber, hatte sie ihn doch allein gelassen und ihm seinen geliebten Enkel auch noch mitgenommen. Erst als sie sich Anfang der Fünfzigerjahre ein Auto leisten konnten und jährlich mindestens einmal nach Deutschland fahren, ging es ihr wieder besser.

L. hatte eine schöne Arbeit beim Pariser Flughafen bekommen und konnte seine Familie zumindest finanziell gut versorgen. Trotz aller Beschwerden führten sie ein liebevoll harmonisches Familienleben.

Die Kinder wuchsen heran und lebten sich in die französische Gesellschaft ein. Als die Tochter die höhere Schule besuchte, wählte sie als erste Fremdsprache Deutsch. Und als sie im Unterricht

mal einige Wörter mit Dialektfärbung aussprach – so hatte sie diese Wörter von ihrer Mutter im Ohr – wurde sie von der Lehrerin geflissentlich korrigiert. Aber über Aversionen seitens der Lehrer konnte sich die Tochter nicht beklagen. Überhaupt änderte sich das deutsch-französische Verhältnis allmählich, und die Diffamierungen und Animositäten nahmen ab, ja schwanden zunehmend aus dem Alltag der Familie. M. nahm sogar über Jahre hinweg andere Kinder auf und betreute diese als Tagesmutter. Unterdessen hatte sie so gut Französisch gelernt, dass sie sich nur noch durch den Akzent, wie dieser u.a. auch in der Region von Straßburg üblich war, abhob. Die Kinder erlernten angesehene Berufe und waren schließlich voll assimiliert und heirateten französische Ehepartner. Die Besuche in der Heimat von M. wur-

den allmählich seltener, insbesondere nach dem Tod des Vaters in 1961 wurde die Bindung lockerer. Aber ganz gab man die Beziehungen nicht auf. 2003 starb L. und schließlich 2005 auch M. Die Kinder hielten aber den Kontakt mit ihren Cousins und Cousins aufrecht – u.a. nun per E-Mails über das Internet und bei gelegentlichen Besuchen. Und hierbei wird den Kindern immer wieder bewusst, welche Tragik ihre Eltern und letztlich auch sie zu durchleben hatten. In Anbetracht des heutigen Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland kann man sich das ehemalige Gebaren der „Erzfeinde“ kaum noch vorstellen. Und diejenigen, die wie M. und L. im offiziell vorgegebenen „Feind“ einen lebenswürdigen Menschen sahen, hatten es ehemals nicht leicht, ja denen machte man es nicht leicht.

Die Machthaber haben sich erst Jahrzehnte später die Hand gereicht, erst nachdem viel, viel Blut vergossen worden war. Die Tragik von M. und L. sowie von ihren Kindern wird heute noch in vielen Ländern erlebt und kann so heute noch an die friedliche Lösung vieler Konflikte in zahlreichen Ländern appellieren, ja dafür Mahnung sein. Übrigens: Als M. im Alter von etwa 16 Jahren einmal auf einem Lullusfest sich von einer Zigeunerin aus der Hand lesen ließ, „sah“ diese: Du wirst einen Mann mit schwarzen Haaren kennenlernen und du wirst mit ihm in die Fremde gehen, wirst deine Heimat verlassen... Damals konnte M. sich so etwas nicht vorstellen und hielt die Aussage der Wahrsagerin für Unsinn. Erst später musste sie immer wieder an diese Prophezeiung denken...

# Die „Straßen des Führers“ kommen in die „Vergessene Ecke“

Aufsatz einer 13jährigen Schülerin aus Friedewald, 1938

Mitgeteilt von *Hans Pietsch*, Friedewald

Unser Heimatort Friedewald ist schon seit früheren Zeiten als die „Vergessene Ecke“ bekannt. Das Dörflein liegt weit ab von der Industrie und es war schwer für die Männer einen Verdienst zu finden. Sie mussten deshalb weit weg in die Kohlenbergwerke nach Westfalen oder in die Zuckerfabriken bei Wabern und Hannover und im Sommer machten sie Lehmsteine in Kassel. Viele sind auch nach Amerika ausgewandert.

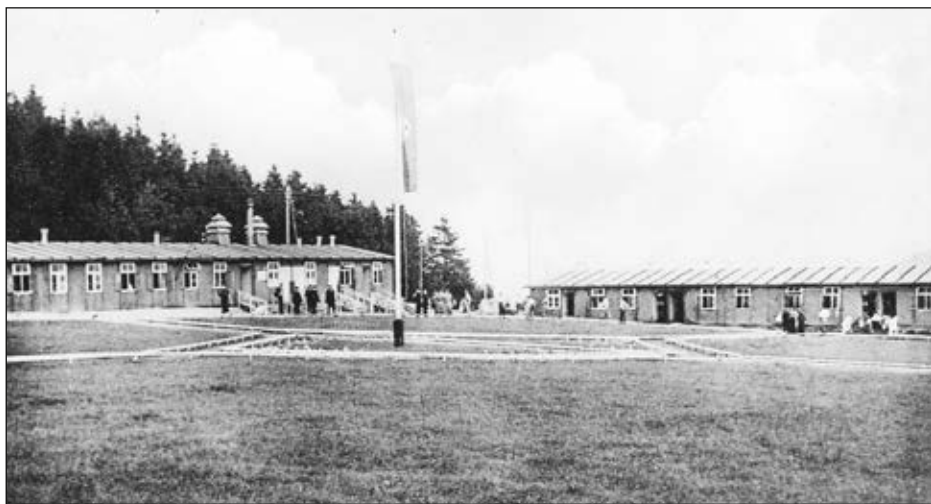
Als im Jahre 1911 die Hersfelder Kreisbahn gebaut wurde, da hatten alle die Hoffnung, dass Leben in die „Vergessene Ecke“ kommen würde, aber es war für uns eine große Enttäuschung. Die Bahn kam nicht durch Friedewald, sondern führte von Hersfeld über Schenkklengfeld nach Heimbildshausen.

Die Arbeitsnot linderte sich aber, als in Heringen und Philippsthal die Kalibergwerke eröffnet wurden. Auch die Auswanderer wurden immer seltener.

Seit dem die Autobahn gebaut wird, ist auch in die „Vergessene Ecke“ Leben gekommen. Unser Dorf ist kaum wieder zu erkennen, die Einwohnerzahl ist von 1156 auf 1183 gestiegen. Schon 330 Bauarbeiter sind privat im Dorf untergebracht worden, ohne die, die in den 5 Lagerbaracken wohnen.

Auf den Straßen ist großer Autoverkehr und man muss aufpassen, dass man nicht überfahren wird. In den Geschäften steht der Laden voll Menschen und es dauert lange bis man dran kommt. Das Postamt ist in letzter Zeit auch überfüllt und beim Metzger ist oft schon alles ausverkauft. Unsere Burgruine wird jetzt auch von vielen Fremden besucht.

Am tollsten aber ist es in den Wirtschaftshäusern. Besonders am Wochenende kann man viele Betrunkene und Raufbolde sehen. Die Bezeichnung „Vergessene Ecke“ passt aber jetzt nicht mehr zu unserem Dorf.



Reichsautobahn- (RAB) Lager Friedewald

## Zum geschichtlichen Hintergrund

Mit Adolf Hitlers werbewirksam inszenierten Ersten Spatenstich hatte der Autobahnbau am 23. September 1933 im Dritten Reich begonnen. Ein Jahr später, Ende November 1934, erfolgte schon der Erste Spatenstich in Kurhessen, wie Nordhessen damals genannt wurde. In der Folgezeit wurden im Dritten Reich die Reichsautobahnen als „Straßen des Führers“ propagiert, auch in vielen Ausgaben der Hersfelder Zeitung in jenen Jahren.

Unter dem Titel „Aus einer vergessenen Ecke“ hatte Dr. Ludwig Friedrich Werner Bötte seine Erinnerungen als Pfarrer von 1889 bis 1907 in Friedewald, Herfa und Lautenhausen im Jahr 1909 veröffentlicht. 1925 erschien die 5. Auflage dieses im Landecker Amt gern gelesenen Buches über die „gute alte Zeit“, von dem

Brunhilde Miehe (Kirchheim-Gershausen) 1985 noch einmal einen Reprint herstellen ließ. Beim Heimatverein Friedewald kann das Buch für 15 € erworben werden.

„Nie wird eine Eisenbahn in diese vergessene Ecke kommen“, schrieb Bötte, womit er recht behielt. Welche Veränderungen die Autobahn jedoch mit sich brachte und 50 Jahre später die „Wiedervereinigung“ 1989/90, kann man gut beobachten, wenn man bei Friedewald von der A 4 abfährt. Eine „vergessene Ecke“ sieht anders aus.

**Ernst-Heinrich Meidt**  
Schriftleiter von „Mein Heimatland“

»Mein Heimatland«, monatliche Beilage zur  
»Hersfelder Zeitung«. Gegründet von Wilhelm Neuhaus.  
Schriftleitung: Ernst-Heinrich Meidt, Kirchheim  
Druck und Verlag: Hoehl-Druck, 36251 Bad Hersfeld